

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 58.

Samstag, 9. März.

1929.

(24. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin Biolen steht auf. „Ach... es macht dir Freude? Ich wollte sie nur in deinen Händen wissen, Olaf. Wir sind nicht mehr jung, wir beide. Und unser Sohn Bengt liegt bei Riga wohl begraben. Wir haben niemand, der die Überlieferung noch eine Zeitlang hütet, die sich an unsern Namen knüpft... Tue du es, Olaf. Ja, willst du? Ich weiß: ein etwas egoistischer Wunsch. Denn ich entsinne mich noch sehr wohl, daß du meinstest: all das Zeug, was für uns so dazugehörte, habe nur noch — historischen Wert etwa.“

„Meinte Olaf das? Wahrhaftig? ... Hallo, du errötest ja. Und nun... über nichts hat er sich so gefreut, wie über diese alten gelben Papiere und Siegel. Weißt du, jetzt hat es eben einen Sinn, auch für ihn. Damit unser Sohn einmal weiß, woher ihm das Heimweh nach der Scholle im Blut sitzen wird, nicht wahr“, sagt Zellka Rahlow unbefangen und klopft sich die Zigarette auf dem Etui ihres Mannes zurecht.

Olga Biolen hebt ein wenig die Hände. „Kinder... Kinder... Wißt ihr, meine gute alte Miß hätte jetzt einen Ohnmachtsanfall gehabt, wenn sie so etwas von dir eben verheiratetem Kücken vernommen hätte. Aber du hast ganz recht, Zellka... Euer Junge soll ruhig wissen, wohin er gehört. Nur dürft ihr nicht vergessen, ihm gleichzeitig zu erzählen, wie sehr gerade das verpflichtet.“

Helen Moevgard sitzt auf einer buntbemalten Bauerntruhe. Vor ihr balanciert Herr Sarmel eine hauchdünne Tasse, in der er Rum mit etwas Tee gemischt hat.

„Warum sind S' denn heute in der Kantine draußen gleich so fuchsteufelswild aufgestanden, verehrteste Frau Baronin, wie meine Sekretärin sich an Ihren Tisch in unserem Rasinogarten g'setzt hat? Die Lulu hat mir hernach eine Mordsszene an den Kopf g'schmiss'n natürlich.“

„Sie kam an meinen Tisch, lieber Herr Sarmel, nicht wahr? Das Fräulein konnte doch unmöglich einfach Platz nehmen. Vielleicht hätte ich sie dazu aufgefordert. Da sie mir zuvor gekommen ist, war es für mich Zeit, aufzustehen. Das ist doch ganz einfach...“

„Also einfach soll das sein... Da müssen S' schon entschuldigen, für mich ist das zu umständlich. Wissen S', Frau Baronin, ich mein's gut mit Ihnen: ein bißl hochmütig sind S' halt doch. Das schadet Ihnen bei uns heraußen.“

Helen Moevgard lacht. „Hochmütig? Nein, das war ich wohl nicht. Hochmütig bin ich nur zu Meinesgleichen, nie zu Untergebenen. Kommen Sie, ich werde Ihnen einen Sandwich zurechtmachen auf unsere heimatische Art. Und dann sagen wir Olaf Rahlow, was für eine gute Nachricht Sie für ihn haben. Es war sehr nett, daß Sie gerade heute mit dem Bescheid seiner definitiven Anstellung in Ihrer Gesellschaft herauskamen. Ich glaube, es ist das Beste, was wir dem tapferen Kerlchen bringen können...“

„Das Beste? Hören S', Frau Baronin, da muß ich schon wieder ein Fragezeichen dahinter stellen. Haben S' denn sein Gesicht nicht g'sehn, als er da vorhin sich als das alte Zeug ang'schaut hat, das die Verwandtschaft ihm einbekehrte? Unter uns g'sagt: ich gebet

keine Rentenmark dafür aus. Aber der Olaf... grad losheulen hätt' er mögen vor Freud. Wissen S', Frau Baronin, solange ihr noch den ganzen Ballast mitschleppt auf dem Weg, der doch steil genug ist für euch, soll' man meinen, kommt ihr nicht vorwärts. Da steigen euch halt die andern — die ohne solch ein Paßl umeinander laufen — einfach über eure Füße weg. Ich mein's ehrlich mit Ihnen.“

„Das glaub ich“, nickt Helen Moevgard dankbar. „Ich habe Beweise dafür. Nicht nur einen. Aber diesen Ballast — damit bezeichnen Sie doch die unbeschriebenen Gesetze, an denen wir oft noch ganz unbewußt hängen — der ist es, wovon wir uns nie lösen werden. Vielleich atmen wir darum jetzt schwerer und mühsamer als die andern beim Vorwärtsgen. Erdrikt hat er noch keinen. Im Gegenteil: er schafft sehr häufig den richtigen Ausgleich...“

„Vielleicht, das versteh' ich nicht.“ Herr Sarmel wendet sich. Seine Blide laufen flink und aufmerksam durch die kleinen Räume. Sein vergnügtes, rotes Gesicht ist in gewichtige Falten gelegt.

„Ich versteh's vielleicht wirklich nicht“, meint er nachdenklich. „Denn, wenn ich mich da so umschau: lauter entthronte Herren. Man sieht's ja, daß es Herren, große Herren sind... oder vielmehr waren...“, verbessert er gewissenhaft. „Aber bitt' schön: irgend etwas muß bei der G'sicht doch nicht so ganz g'stimmt haben. Oh, pardon, Herr Baron, ich war ein bißl offen grade. Sie entschuldigen schon...“

Herr Sarmel macht eine Art Verbeugung in der Richtung, in welcher er eben den ruhig zuhörenden Baron Staden entdeckt hat.

Der meint lebenswürdig: „Bitte sehr. Das war lehrreich. Sie sind durchaus nicht der einzige Vertreter dieser Ansicht. Ich begreife das ganz gut. Wenn man unsere Geschichte nicht kennt... Wer aber Bescheid weiß, der muß sich eigentlich klar darüber sein: dieses Herrrentum... wie man es ja wohl nennt... war durch die Verhältnisse bedingt. Jahrhundertlang... Immer Kampf, immer auf uns selbst gestellt... allein in jeder Lage. Es hätte ihm ganz einfach der Untergang gedroht, ehe es seine Sendung erfüllte...“

Herrn Sarmels Hand fährt mit einer verwischenden Geste über den Mund.

„Ja... nun lächeln Sie“, sagt der Baron Staden.

„Es ist mir auch ganz klar, warum Sie es tun. Ich habe da eben ein sehr feierliches Wort für uns beansprucht: aber ich möchte es noch steigern. Ich möchte es eine Sendung des deutschen Geistes nennen. Sehr viel anders kann ich es nicht bezeichnen. Wir haben ihnen ihre Sprache gelassen... den Eßten, den Letten und allen anderen Stämmen, mit denen wir lebten. Und wir brachten den Bauern die Unabhängigkeit. Wir richteten ihnen die Krankenhäuser, die Kirchen, die Schulen ein. Unsere Universität hat ein halbes Hundert deutscher Gelehrter hinausgeschickt in alle Welt... Verzeihen Sie. Das langweilt Sie. Man wird geschwächt in meinem Alter... Und Frau v. Moevgard wartet.“

Helen Moevgard legt ihren Arm auf den des sehr ernst gewordenen Herrn Sarmel.

„Kommen Sie... wir wollen jetzt Olaf Rahlow

sagen, daß Ihre Gesellschaft ihn als ständigen Chauffeur anstellt. Ich meine, Sie haben es schon genügend bewiesen, lieber Herr Sarmel, daß Sie diesen Geist vor dem Untergang zu beschützen wünschen . . .“

Venita und Sep Sollern sitzen in einer tiefen Mauernische. Vor dem Fenster zieht eine völlig unbekannte Dunkelheit herauf. Lampen werden gebracht und jemand hält in dem letzten Zimmer eine Ansprache. Die Worte kommen undeutlich von dort herüber. Niemand ist mehr in ihrer Nähe.

Trotzdem halten sie jetzt einen leicht übertreibenden Reden aufrecht.

Plötzlich beugt er sich vor und faßt spielerisch nach ihren Händen. Es ist wie eine Andeutung von Besitzrecht. Aber Venita wehrt sich nicht.

Sie ist in einem sonderbar halbwachen Zustand. Sie vermag auch nicht zu sprechen. Dicht vor ihr ist sein geneigter Kopf. Weiße Fäden ziehen sich durch sein dunkelblondes Haar. Venita sieht es heute zum erstenmal. Und ihr Herz blutet.

Seine Stirn liegt auf ihren verschlungenen Händen. Manchmal geht ein Zucken über seine Schultern.

Aber dann fahren sie auf und sehen sich entsezt an. Von drüben kommt brausender Lärm. Stühle werden zurückgeschoben, andere herbeigeschleppt.

Auf den einen heben viele Hände die junge Zella Kahlow. Sie hält sich lachend daran fest. Denn nun wird sie emporgehoben und unter lauten Zurufen über den Köpfen der sie Umjubelnden immer wieder in die Höhe geworfen.

Neben ihr geschieht dasselbe mit ihrem Mann. Und sie reichen sich die Hände, winken, lachen, heiß und glücklich, und man trägt sie nach heimischer Sitte in feierlichem Umzug durch die Türe den Gang entlang . . .

Mit blaffen Gesichtern, von niemand gesehen, sitzen Venita Mironow und Sep Sollern sich gegenüber. Von ferne klingt der Jubel der andern.

„Die beiden haben sich schwer zu einander gekämpft, Zella und Olaf. Ich freue mich, daß es gelungen ist.“

Venita Mironow hat ein mütterliches Lächeln.

„Sie brauchen unsere sanft gerührten Gedanken nicht mehr, Venita. Sie sind am Ziel“, sagt Sep Sollern schroff. Aber etwas wie geheime Glut schwingt in den Worten mit.

Lautes Hallo ungeduldig Wartender erhebt sich im Hofe. Deutlich kann Venita die Stimme ihres Mannes unterscheiden . . . Leichter klingt sie als sonst. Ausgelassenes Lachen unterbricht ihn. Er antwortet noch übermütiger.

„Aufhören . . . aufhören . . .“, wehrt eine fast schreiende Frauenstimme.

„Ach so, der Feuerzauber soll wohl losgehen.“ Sep Sollern schnellst auf. Mit ihm erhebt sich Venita.

Im Hofe, neben einer niederen Holzhütte, steht Graf Biolen. Auf gespreizten Beinen, die in Seidenstrümpfen stecken, die Hände tief in die Taschen ihrer grell gemusterten Pumphosen vergraben, wippt Frau Sarmel vor ihm auf und ab. Über ihr glatt geschnittenes, kurzes Haar ist eine kleine Lederkappe in die Stirn gezogen.

„Also hören Sie, Graf Biolen. Trockenes Holz brauchen wir heute vor allem. Sozusagen für den Kern der Geschichte. Wenn das mal erst funkt, kann das nasse Zeug von draußen ruhig drauf. Es trieft ja alles . . . Dann müssen wir die Ärte haben, und Wein. Am besten gleich ein kleines Faß, denke ich mir. Sie haben sicher so etwas Vertrauenerweckendes im Keller. Kann das wer raufbringen?“

„Selbstverständlich, meine gnädige Frau. Berechnen Sie über mich und das Vorhandene . . .“, sagt der Landmarschall. Er macht eine leichte Gebärde, die Gebärde des großen Herrn, dessen Gäste Mitbesitzer seines Eigentums und seiner Person sind . . .

Frau Sarmel lacht etwas verlegen. Es ist ihr anzumerken, daß die Situation ihr ebenso neu wie unbegreiflich ist.

Aber dann ordnet sich alles mit einem Male rasch und der laute Trupp entfernt sich. Sep Sollern hat die Angelegenheit geschickt in die Hand genommen. Er selbst läßt sich das Faß auf die Schultern. Kolpa

Mironow hat die Dame mit der leeren Ledermütze, an der eine kleine Quaste schaukelt, untergefaßt . . .

Noch immer ist dieses unerträglich Licht über dem Land. Grau stehen die Berge, von schweren Wolken umzogen. Die Erde dampft. Von überall her brechen jetzt schon durch wehende Wolkenschleier die Flammen. Fern . . . nah . . . Rauch zieht in dicken Schwaden, die sich breit über das Tal lagern. Manchmal ist die Tiefe vollkommen unsichtbar.

Gesang schwillt an. Spielerisch werfen die Bergwände jauchzende Zurufe Unsichtbarer einander zu. An den Hängen, in den Latschen ist das Knirschen der Sägen, Lachen und Artschlag. Die Obrigkeit ist heute taub, alter Überlieferung gemäß.

Venita lehnt an dem nassen Stamm eines Baumveteranen und hört dem klingenden Fall des gelinden Regens nach, der aufs neue einsetzte.

Um sie her sind bekannte Gesichter, vertraute Gespräche.

Man schleppt mit anerkennenswerter Ausdauer nach Sep Sollerns Angaben das Holz herbei. Manchmal von weit entfernten Plätzen. Kolpa ist dabei. Seine gelbe Lederweste klebt von Harz. In seinem sorgsam gepflegten Haar liegen Tannennadeln. Er summt leise die Lieder seiner Heimat vor sich hin.

Aber über allem ist Sep Sollerns Kommando: Stimme. Seine Art faßt ein um das andere Male zum splitternden Schlag hernieder. Und er wendet sich nicht nach Venita Mironow, die ein paar Schritte von ihm entfernt steht. Eine flüchtige Bekannte.

Niemand achtet auf die beiden . . .

Dann kniet Sep Sollern in dem nassen Gras der Bergwälder und ist sehr bemüht, trockenes Reisig kunstvoll zu schichten. Er scheint ganz hingeeben an die schwierige Aufgabe, Fichtenzweige lachgemäß darüber zu wölben.

„Kanu, was robinsonst du denn da so alleine herum?“

Ein schmaler Frauensfuß stoßert in die Glut. Die drollige kleine Lederquaste himmelt über der Nasenspitze des weiß gepuderten Gesichts. Sep Sollern hebt kurz den Kopf.

„Bitte, hilf ruhig mit. Das Zeug will heute sowieso nicht brennen.“

„Wenn du beschloffen hast, es in Flammen zu setzen?“

„Seppl, ich denk ja gar nicht daran, dir dabei zu helfen. Das machst du schon ganz gut alleine . . . Aber schau, daß wir nachher drinnen einen vernünftigen Glühwein bekommen. Du bleibst doch heroben bei diesen Exoten. . . Wo sind denn die Mironows? Der Mann hat Schid. Ich werde ihm helfen gehen.“

„Tu das, mein Kind. Das wird ihm sehr nützlich bringend sein.“ (Fortf. folgt).

Der Iltis.

Von D. Fechner.

Am Rande eines fließenden, aber jetzt zugefrorenen Grabens, ganz nahe an einer Fichtenschonung, steht eine alte, hohle Kopfweide. Der in ihrer Umgebung stark zertratene Schnee verrät, daß der kaum zwei Meter hohe Baum häufig Besuche bekommen muß; vielleicht bildet er aber auch die Wohnstätte irgend eines Tieres. Diese Vermutung ist richtig; denn soeben erscheint oben auf der Plattform der Weide ein schlanker Körper, mit nach vorn stark vergrößertem Kopf, zugespitzter „Schnauze“, abgerundeten Gehören und goldbraunem, mit langen, schwarzen Haaren durchstochenen Fell.

Es ist Ilt, der Stänker, im Volksmund auch Rat genannt, der hier in der hohlen Weide sein Winterquartier aufgeschlagen hat. Mißmutig äugt er um sich; denn während seines Tagesschlafes hat sich draußen in der Natur nichts geändert: alles ist noch mit dem weißen Leidentuch zugebedt, und nirgends zeigt sich ein Lebewesen, das ihm als Nahrung dienen könnte.

So bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als seine kleinen Vorräte an „lebenden Konserven“ anzugreifen, um den Hunger zu stillen. Ja, ja, der Iltis ist ein Tier, das nicht von heut auf morgen oder von „der Hand in den Mund“ lebt, sondern an die Zukunft und den Winter denkt, wenn

noch alles in Hülle und Fülle vorhanden ist; er hamstert also! Freilich, keine Körner, wie der Erdbewohner, von dem das eben gebrauchte Wort seinen Namen hat, auch kein Obst wie der Ael für kurze Zeit, sondern er hamstert — Frösche. Damit ihm diese aber nicht fortküpfen können, doch andererseits am Leben bleiben, verlegt er ihnen einen scharfen Biß ins Kreuz, wodurch sie nur gelähmt werden, und trägt sie in seine Vorratskammer, der Ausdruck „lebende Konjerven“ ist demnach gar nicht übel gewählt.

Der Iltis schließt also wieder hinein in den warmen „Bauch“ der Weide, kritzelt von den vier noch vorhandenen Fröschen einen auf und rollt sich zusammen, um noch einige Stunden zu schlafen. Als es längst Nacht geworden, wird er wieder wach und beginnt gleich seinen Raubzug, der ihm aber nicht viel einbringt. Nur die spärlichen Überreste eines vom Habicht geschlagenen und getrockneten Rebhühns, die er zufällig findet, bilden seine Beute. So treibt er es noch einige Nächte. Der letzte Frosch ist bald verzehrt, und ihm bleibt nun nichts weiter übrig, als das zu tun, was er so lange vermied, nämlich menschliche Behausungen aufzusuchen, denn noch immer übt der Winter seine brutale Herrschaft aus, die auch für ihn, den Iltis, Schmalhans am Rückenmeister bestellt.

Gegen das Betreten des nassen Dorfes hat er aber einen gewissen Abscheu. Hier ist der Tisch für ihn zwar noch reichlich gedeckt; denn in dem Stroh und Heu der Scheunen und Ställe gibt es Mäuse und Ratten genug, auch Hühner und Tauben sind nicht unerschöpfbar. Aber — aber — im Dorfe wohnt die Gefahr für das Leben in Form von tüchtigen Hassen und bösen Stunden, denen man unter Umständen auch einmal begebenet. Dann setzt es Kämpfe, deren Ausgang höchst ungewiss ist. Einen solchen Kampf hatte der Iltis im vorigen Winter zu bestehen gehabt. Glücklicherweise war der Hund aber weder stark noch mutig genug gewesen, um Sieger zu bleiben. Der Stänker hatte ihm einen solchen Biß in die Nase versetzt, daß er laut aufheulte und losließ, und ehe der Bauer seinem Walbi zu Hilfe kommen konnte, verlor er sich in einen großen Strohhaufen auf Nimmerwiedersehen. Die Nacht darauf verließ er aber den Ort der Gefahr und bezog den Wald wieder. Am selben Tag segte der Tauwind durch das Geäst und jagte den bösen Winter auf und davon — da hatte alle Not ein Ende.

So war dem Iltis der Aufenthalt im Dorfe stark verleidet. Aber der Hunger macht schließlich alle unangenehmen Begegnungen vergessen und schürt den Vagabund, bis er zur Tat treibt: eines Nachts wechselt der braune, übelduftende Pelzträger in die Nähe des Dorfes, das im tiefen Schlafe liegt. Nicht mal ein Hund läßt sich hören; denn auch diesen Wächtern ist es zu kalt im Freien, sie bleiben deshalb in ihren warmen Buden.

Tutorius tuius schleicht sich bis an das Hintertor einer Scheune, wo er sichernd verhofft. Dann steckt er das Köpfchen in einen breiten Riß unter dem Tor und zieht die Luft ein. Ach, wie lieblich das duftet! Da drinnen gibt es Beute in Hülle und Fülle, das sagt ihm seine Nase unzweideutig. Bald ist alle Vorsicht vergessen, und die Jagdlust gewinnt die Oberhand. Wenige Sekunden später ist der Iltis in der Scheune und verlegt die langschwänzigen Rager in nicht geringen Schrecken. Er ist in ein wahres Dorado geraten, in dem es ihm leicht fällt, den Winter zu überleben — hier wird er bleiben, bis die Frühlingswinde wehen. Verstecke gibt es mehr als genug.

Der lange und überaus strenge Winter bringt dem Wilde bittere Not. Deshalb muß der Mensch, der Jäger, helfend einspringen. Aber das ist leichter gesagt, als getan; denn die kleinen Besitzer haben für ihr eigenes Vieh kaum so viel Futter, um es überwintern zu können, für das Wild wollen sie deshalb nichts abgeben. Was sich aber mit Geld und guten Worten herauszuschlagen läßt, das schlage ich heraus. So komme ich endlich auch zu einem Vollen mit echtdeutschem Herzen, dem ich schon viele Gefälligkeiten erwiesen habe und bitte ihn um etwas Futter für mein Wild. Nach langem Hin und Her erklärt er sich bereit, mir eine Fuhre Lupinenstroh abzulassen. Dieses liegt neben der Tenne in einem Bansen. Der Leiterwagen wird sofort in die Scheune gefahren, um beladen zu werden. Ich stehe daneben und gucke zu.

Nach einem Weilschen fange ich an zu schnobbern wie ein suchender Hund. „Hier stinkt ja so“, sage ich dann, „nach — nach — Donnerweiter, wonach denn eigentlich? — Nach — nach — Iltis.“

„So?“ sagt der Pole und fängt ebenfalls an zu schnüffeln. „Kann ich nichts riechen — wissen Sie, bin ich sehr schwach erkältet, hab ich verdammt Schnupfen schon ganze Winter. Aber vielleicht ist sich Iltis unterm Stroh, werd ich gleich holen mein Molli, is sich sehr scharf.“ Einige gellende Pfiffe rufen den kleinen, schwarzen, überaus häßlichen Roter in die Scheune. Bei dem Lupinenstroh fängt der Hund sofort an zu jaulen und sucht sich ins Stroh ein-

zuwühlen. Ich bin nun fest überzeugt, daß ein Iltis hier steckt, und wir helfen dem Molli aus Leibeskräften. Plötzlich fährt der, wie von einer Ratter gestochen, rückwärts aus der Strohhaule heraus und heult, als wenn er am Spiege stände. So schlimm ist es nun zwar nicht, aber an seiner Nase hängt ein starker Iltis und beißt ihn, daß das Blut spritzt. „Aach — verflucht!“ ruft der Pole, „so ein Schwein verdammtes. Ach, Molli, ach schön mei Hund — pack's Aas!“ Molli will vom Boden aber nichts wissen, sondern ruft nach Hundeart: „Hilfe! Hilfe! Helft mir doch!“ Dabei schüttelt er zornig das struppige Haupt, um den bissigen Stänker wieder los zu werden. Der hält aber eisensest; viel leicht kann er auch gar nicht loslassen, weil er sich verbißen hat.

Da greift aber der Pole in die Situation ein, reißt seine alte, von Motten zerfressene Pelzkappe vom Kopfe, benutzt sie als Handschuh, mit dem er den Iltis in der Mitte faßt, vom Hund loszerrt und mit solcher Wucht gegen einen Balken wirft, daß er betäubt liegen bleibt. Einige Tritte mit dem Absatz töten das Tier vollends. — Das war das unruhliche Ende Iltis, des Stänkers, der dem Bauer bisher durch Ratten- und Mäusefang nur Nutzen gebracht hatte. Schade um den armen „Kerl“.

Anekdoten.

Von Vankiz.

Mark Twain, der bekanntlich in der Schule nicht sehr fleißig war, kam einmal von der Schule heim und erzählte seinem Vater: „Papa, bekomme ich einen Pence, heute war ich der Einzige in der Schule, der eine Frage des Lehrers beantworten konnte.“ — Der Vater gab ihm das Gewünschte und fragte: „Was hat denn der Lehrer gefragt?“ — Der junge Twain antwortete: „Der Lehrer fragte, wer die Aufgaben nicht gemacht hat.“

Eine junge Dame, die Harald Lloyd verehrte, sagte einmal zu ihm: „Sie scheinen sich aus schönen Frauen nichts zu machen.“ — „Das will ich nicht sagen“, entgegnete Harald Lloyd. — „Sie sind aber ein Rätsel“, meinte die Dame. — „Ich will Ihnen etwas sagen“, meinte Harald Lloyd, „ich habe oft festgestellt, daß schöne Frauen fade sind.“ — „Aber erlauben Sie, bin ich denn fade?“ — „Aber, Madame“, erwiderte Harald Lloyd auf der Stelle, „habe ich denn behauptet, daß Sie schön sind?“

Zwei Schriftsteller begegnen einander. „Ich fahre an die Riviera“, erzählt der eine, „ich muß Erholung haben.“ — „Erholung?“ sagt der andere. „Das habe ich nicht nötig. Für mich ist Arbeit die beste Erholung.“ — „Jetzt wundere ich mich nicht mehr“, meint der erste, „daß du so schlecht aussiehst.“

Eine Dame sagte einmal zu Tom Mix: „Ich habe mich entschlossen, nicht zu heiraten.“ — „So“, entgegnete Tom Mix. — „Sie sagen nichts?“ wunderte sich die Dame. — „Was soll ich sagen“, antwortete Tom Mix, „Sie sind sehr menschenfreundlich.“

In Chicago wurde ein Mann verhaftet, weil er fünf gefesselte Frauen hatte. „Wie denken Sie darüber“, fragte jemand Tristan Bernard. — „Fünf legitime Frauen!“, begann Tristan Bernard. „Meiner Ansicht nach, muß der Richter ein grausamer Mensch sein, denn wie kann man einen so unglücklichen Menschen bestrafen.“

Bei der Aufführung des Stückes „Ehen werden im Himmel geschlossen“ von Hasenclever protestierte ein Zuschauer fortgesetzt im Parkett. Nun wandte sich sein Nachbar an ihn und meinte in ungehaltenem Tone: „Seien Sie doch einmal ruhig — man kann ja gar nicht schlafen!“

Als Lessing fünf Jahre alt war, wollte ihn ein Maler mit einem Vogel malen. Lessing wollte nur mit Büchern gemalt werden. Nun sagte der Maler zu ihm: „Warum du nur mit Büchern gemalt werden willst, wird kein vernünftiger Mensch flug.“ — Darauf antwortete der fünfjährige Knabe: „Wozu braucht ein vernünftiger Mensch flug zu werden?“

Eine Dame sagte zu Bernard Shaw: „Ich las eben in der Zeitung, daß es in der ganzen Welt mehr Frauen als Männer gibt, wie kommt das?“ — Shaw entgegnete: „Vergessen Sie nicht, meine Dame, daß viele Frauen den Männern ihre Jahre verkürzen. Deshalb kann es auch mehr Frauen als Männer geben.“



Spiele und Rätsel

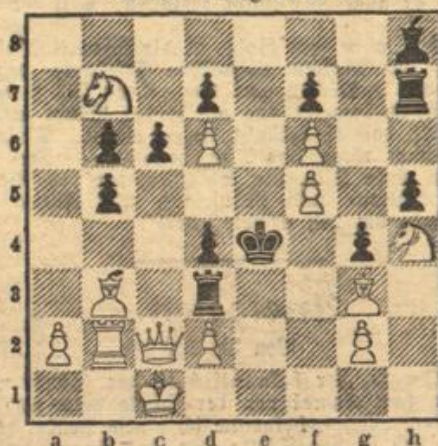


Schach



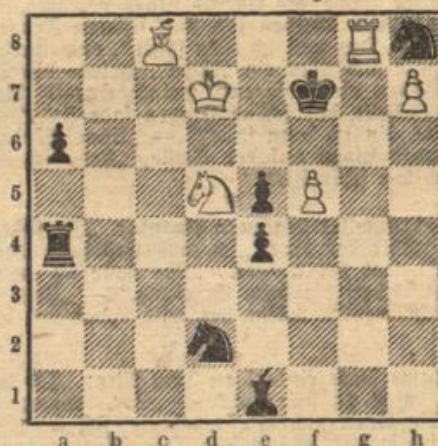
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 19. Georg Schories.



WeiB: Kc1, Dc2, Tb2, Lb3, g3, Sb7, h4. Ba2 d2, d6, f5, f6, g2.
Schwarz: Ke4, Td3, h7, Lh8, Bb5, b8, c6, d4, d7, f7, g4, h5.
Matt in 5 Zügen.

Nr. 20. G. Berg.



WeiB: Kd7, Tg8, Lc8, Sd5, Bf5, h7.
Schwarz: Kf7, Ta4, Le1, Sd2, h8, Ba6, e4, e5.
Matt in 4 Zügen.

Bei dem ehrwürdigen Alter des Schachspiels ist es begreiflich, daß eine Literatur über dasselbe entstand, wie sie im gleichen Umfang kein anderes Spiel besitzt. Dem bekannten Schachhistoriker und früheren Leiter der hiesigen Landesbibliothek Dr. Antonius van der Linde verdanken wir eine Zusammenstellung dieser Literatur, die bis zum Jahre 1880 über 3200 Nummern umfaßt. Aus einzelnen dieser Schriften entnehmen wir folgende uns fremd anmutende Sätze. Die Bibliotheca Sanskrita in Leningrad berichtet, daß der Tod eines Fürsten Bukmi infolge einer gewonnenen Schachpartie eintrat. Ein Band der Mandschu-Bücher der Berliner Staatsbibliothek enthält nachstehende hübsche chinesische Sage: Ein Mann mit einer Axt überraschte im Gebirge Geister beim Schachspiel, bei welcher Gelegenheit so viel Zeit verstrich, daß der Stiel bei Beendigung der Partie verfault war. Im Jahre 1643 erschien in Nürnberg ein Werk, worin der Verfasser P. G. Harsdörfer unter dem Titel „Frauenzimmer-Gesprächspiele“ auch das Schachspiel eingereiht hatte. Einen merkwürdigen Titel für sein Buch wählte im Jahre 1701 ein gewisser T. T. Kautsch in Leipzig, nämlich „Ueber den Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch des Schachspiels“. In der Uebersetzung, daß das Schach einen günstigen Einfluß auf die Bildung

des Menschen äußert, empfiehlt im Jahre 1666 M. v. Lankisch in Budissen dieses Erziehungsmittel bei dem dortigen „Polizeywesen“ einzuführen. Als ängstlicher Staatsbürger fragt Aeg. Albertinus in der Münchener Zeitschrift „Der Zeitbürger“ des Jahrganges 1603 an, ob die Behörden die Gewißheit besäßen, daß das Schachspiel keine staatsumwälgende Bestrebungen verfolge und deshalb zu verbieten „seye“.

Partie Nr. 9. Gespielt in den Jahren 1911 u. 1912 durch Briefwechsel. — Unregelmäßige Eröffnung.

WeiB: Wegemund, Schwarz: N. N.

1. f4—d5, 2. c4—d4 3. e4—e5, 4. d3—e×f4, 5. L×f4—Sc6, 6. Sf3—Lc5, 7. Sbd2—Sge7, 8. Sb3—Ld6, 9. Ld2—Sg6, 10. g3—Sge5, 11. Le2—S×f3+, 12. L×f3—Lh3, 13. Dc2—Se5, 14. 0-0-0—S×f3, 15. D×f3—Dd7, 16. e5!—L×e5, 17. Tdel—f6, 18. Dh5+—Kd8, 19. Sc5—Dc6, 20. T×e5—D×h1+, 21. Kc2—Df1, 22. S×b7+—Kc8, 23. Tc5!—Dg2, 24. Sd6+. Schwarz gibt auf.

Lösungen: Nr. 5. 1. Db2; Nr. 6. 1. Dd4; Nr. 7. 1. Sd8; Nr. 8. 1. Sg6. — Angegeben von Hugo Habermann, Nr. 5, 7 u. 8 von Karl Kahl und Paul Buerke, Nr. 5 u. 7 von Ludw. Nickel.



Rätsel



Hieroglyphenrätsel.



Angeblich ein Wort von Goethe.

Magisches Quadrat.

A	A	A	A	A
D	D	E	E	E
E	I	I	L	L
L	L	M	M	N
N	N	U	U	U

Die Buchstaben des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Schmelzglas, 2. wuchernde Pflanze, 3. schwefelsaures Salz, 4. germanische Göttin, 5. deutscher Dichter.

Lakonisch.

Mit zwei Worten nur bekannte
Telegraphisch uns die Tante,
Daß sie unser Gast will sein.

Diese Worte, nur verbunden,
Ihr auf gleichem Weg bekunden,
Daß wir uns auf sie schon freuen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 52.

Bilderrätsel: Man schätzt den Baum nicht nach der Rinde. — Verwandlung: Nigger, Niger. — Feierstunde: Gast, Haus; Gasthaus.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Christine Buerke aus Wiesbaden; Anna Flick aus Offenbach.

Verantwortlich für die Schriftleitung: J. Gänther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der U. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.